derselben ist untersagt. Die zur Zeit bestehenden Niederlassungen sind binnen einer vom Bundesrath zu bestimmenden Frist (bis zu sechs Monaten) aufzulösen. §. 2. Die Angehörigen des Ordens der Gesellschaft Jesu oder der ihm verwandten u. s. w. können, wenn sie Ausländer sind, aus dem Bundesgebiet ausgewiesen werden; wenn sie Inländer sind, kann ihnen der Aufenthalt in bestimmten Bezirken oder Orten versagt oder angewiesen werden. §. 3. Die zur Ausführung und zur Sicherstellung des Vollzugs dieses Gesetzes erforderlichen Anordnungen werden vom Bundesrathe erlassen.

Ueber die Agitation wegen Aufhebung des Gesetzes wird der „Magdeburgischen Zeitung“ aus Berlin geschrieben:

„Der Sturmlauf gegen das Gesetz, der jetzt nach dem Vorgang der allgemeinen deutschen Katholikenversammlung auch von localen Katholikenversammlungen unternommen wird, ist völlig aussichtslos. Wie wir hören, ist gar nicht daran zu denken, daß der Bundesrath, selbst wenn sich im Reichstage wider Erwarten eine Mehrheit für die Annahme eines die Aufhebung des Gesetzes bezweckenden Antrages finden sollte, einem solchen Beschlusse des Reichstags beitreten würde. Die unheilvolle Wirksamkeit der Jesuiten, Redemptoristen, Lazaristen rc. ist viel zu bekannt, als daß es die Reichsregierung darauf ankommen lassen sollte, auf Grund eines aus wahlpolitischen Rücksichten zu Stande gekommenen Beschlusses einer in sich völlig gespaltenen Reichstagsmehrheit auf eine berechtigte Schutzwehr des öffentlichen Friedens zu verzichten.“

Diese Mittheilung steht mit der Thatsache im Einklang, daß die viel weniger weitgehende Forderung der bayerischen Zweiten Kammer, die mit den Jesuiten „verwandten“ Ligorianer wieder zuzulassen, im Bundesrath und an anderen maßgebenden Stellen auf entschiedenen Widerspruch stieß.

* Aus Württemberg wird gemeldet:

Mehr und mehr beginnt man sich in der Presse und in Versammlungen mit dem Entwurf der Verwaltungsreform zu beschäftigen. Den Standpunct der Volkspartei legte Rechtsanwalt Payer am 4. d. in seiner Wahlrede zu Bietigheim mit den Worten dar: Wenn die Regierung nichts Besseres bietet, so bleibe lieber alles beim Alten. Die Conservativen dagegen sind in ihrer Mehrheit mit dem Entwurf zufrieden, obschon auch von ihnen ein Theil für Abschaffung der Lebenslänglichkeit der Ortsvorsteher ist. Was die deutsche Partei angeht, so brachte ihr neues Organ, die „Württ. Volkszeitung“, kürzlich einen vortrefflichen Artikel, welcher in ruhigster Weise die Frage besprach, aber auch unter gewissen Bedingungen der Wählbarkeit der Ortsvorsteher das Wort redete. Tags vorher hielt der Ausschuß des Stuttgarter Ortsvereins Sitzung, in welcher sich die Mehrheit in ähnlichem Sinne ausgesprochen haben soll. Von Interesse ist die Ansprache, welche der katholisch-conservative Landgerichtsdirector Landauer, der in Stadt Ellwangen Mittwoch zur Wahl stand, an seine Wähler gerichtet hat. Landauer, anerkannt eines der tüchtigsten Mitglieder der Zweiten Kammer, ist aus praktischen Gründen für die Erhaltung der Lebenslänglichkeit und hält es für durchaus genügend, wenn, wie die Regierung vorschlägt, die Beseitigung unbrauchbarer Ortsvorsteher erleichtert wird. Wir glauben, daß dieser Standpunct schließlich die Mehrheit in Land und Landtag erhalten wird. Von großer Bedeutung ist aber auch Landauer's weitere Erklärung, daß er einer Verschärfung der Gegensätze entgegenwirken werde. Dieser Satz kann nämlich nur als directe Absage an die Heißsporne betrachtet werden, welche um jeden Preis ein schwäbisches Centrum ins Leben rufen wollen und vorerst die Versammlung des Evangelischen Bundes in Stuttgart als Vorwand benutzen.

* * *

* Trotz aller Subventionen, welche der berüchtigte Herr Pipirs von der russischen Regierung empfing, ist seine „Düna-Zeitung“ nun doch verkracht, wenigstens in so fern, als Pipirs dieselbe in Folge jeglichen Mangels an Abonnenten und Inseraten an den deutschen Kaufmann Hornemann verkaufen mußte. Die „Düna-Zeitung“ wird fortan in Müller's Druckerei, d. h. im Verlag der von der russischen Regierung im vorigen Frühjahr gewaltsam unterdrückten deutschen „Rigaschen Zeitung“ gedruckt werden.

* Das Ministercomité berieth über die Herstellung einer Canalverbindung zwischen Düna und Dniepr vermittelst ihrer Zuflüsse Sutschesa und Orschitza. Die Kosten des Canalbaues werden auf 10 Millionen Rubel berechnet. Die Ausführung soll einer Gesellschaft übertragen werden. — Zugleich mit der Umwandlung Sebastopols in einen Kriegshafen wird, wie die Petersburger Blätter melden, den Juden, die fast den ganzen Handel in dieser Stadt beherrschen, der Aufenthalt daselbst verboten werden.

* Wie dem manchmal gut unterrichteten „Standard“ aus Konstantinopel berichtet wird, bemüht sich die fanatische Muselmanpartei im Palast des Sultans, auch die vierte armenische Commission in ihren Arbeiten zu behindern und bestimmte Berathungsergebnisse derselben zu vereiteln, so daß man es wohl begreift, wenn den Armeniern angesichts dieser unaufhörlichen Zettelungen auch gegen ihre berechtigten Ansprüche mitunter der Geduldsfaden reißt. Daß auch Kaiser Wilhelm von armenischer Seite um seine Vermittelung zu Gunsten der Armenier angegangen wurde, wird berichtet. Dies geschah dadurch, daß die in London und Manchester ansässigen Armenier dem Kaiser am 6. September eine Bittschrift übermittelten. Ueber den Inhalt derselben macht die „Daily News“ folgende genauere Mittheilungen:

Nach einem Hinweis darauf, daß die Vorstellungen des britischen Auswärtigen Amtes und der britischen Botschafter in Konstantinopel während der letzten 12 Jahre, sowie die hochherzigen Anstrengungen des Großvaters und Vaters des jetzigen deutschen Kaisers ermangelten, die gewünschte Wirkung zu erzeugen, wird Kaiser Wilhelm daran erinnert, daß ihm anläßlich seines jüngsten Besuches in Konstantinopel eine Bittschrift überreicht worden sei, worin der Vorschlag gemacht wurde, daß der Herzog von Teck beauftragt werden solle, die Generalgouverneurschaft von Armenien zu übernehmen, da nur unter einem christlichen Fürsten in den von Armeniern bewohnten Provinzen eine geeignete politische Verwaltung und gehörige Rechtspflege eingeführt werden könnten. „Seit damals“, fährt das Schriftstück fort, „hat die Presse Europas anerkannt richtige Berichte über die täglich gegen die christlichen Armenier verübten unaussprechlichen Verbrechen, für welche von den Vertretern und Beamten des Sultans in Armenien keine Abhilfe zu erlangen ist, veröffentlicht. Unter den Umständen können wir kein anderes Hilfsmittel erblicken als eine Conferenz der Bevollmächtigten der Mächte, welche den Berliner Vertrag von 1878 unterzeichneten, um das ganze Vorgehen der hohen Pforte mit Bezug auf den 61. Artikel des obigen Vertrages, welcher den Schutz, die Behaglichkeit und Zufriedenheit der Einwohner unseres alten und edlen Vaterlandes in sich schließt, in Erwägung zu ziehen.“ Der Kaiser wird schließlich im Interesse des Weltfriedens, sowie im Interesse der Menschheit und der Ehre des das Christenthum vertretenden Europa dringend ersucht, einen solchen Congreß einzuberufen und die armenische Frage auf fester und solider Grundlage zu lösen.

Wenn man diesen Inhalt der armenischen Bittschrift an Kaiser Wilhelm kennen gelernt hat, weiß man erst, auf welcher Grundlage die vor etwa zwei Wochen aus Konstantinopel verbreitete Meldung beruhte, daß die Armenier für ihr Land eine Loslösung von der Herrschaft der Pforte und Selbstständigkeit der Verwaltung ähnlich wie Bulgarien erstreben, und man begreift, auch wenn man den Armeniern möglichste Befriedigung ihrer Ansprüche wünscht, daß die Pforte mit wenig Behagen an die Behandlung dieser Frage herantritt, wenn von ihr gleich die Einsetzung eines besonderen armenischen Fürsten verlangt wird.

* Kriegsminister Stanhope hielt kürzlich in Horncastle eine Ansprache an die conservative Arbeiterversammlung. Im Verlaufe derselben sagte er, die Hungersnoth in Irland bestehe nur in der Einbildungskraft der parnellitischen Führer. Von Hungersnoth könne keine Rede sein, aber in vielen Bezirken Irlands stehe man allerdings vor einem großen fürchterlichen Mißrathen der Kartoffelernte. Die Regierung würde jedoch alle zur Bewältigung des drohenden Nothstandes erforderlichen Hilfsmaßregeln ergreifen und den ärmeren Bezirken, deren örtliche Hilfsquellen erschöpft werden dürften, würde die Reichscasse unter die Arme greifen.

* Auf Grund der jüngst in den Vereinigten Staaten von Nordamerika stattgehabten Volkszählung ist demnächst auch die Zahl der Abgeordneten aufs Neue festzusetzen, welche die einzelnen Unionsstaaten in die Bundesgesetzgebung senden. Bei dieser Gelegenheit wird die Klage über „Wahlgeometrie“ in der neuen Welt ganz ebenso erhoben, wie in der alten. Von der republikanischen Partei, die das Heft der Regierung gegenwärtig in Händen hat, ist auch die Volkszählung geleitet worden. Wenn der auf Grund derselben dieser Tage beim Congreß eingebrachte Gesetzvorschlag, betreffend die Neueintheilung der Bundesstaaten in Congreßbezirke, von dem gegenwärtigen Congreß angenommen und von dem Bundespräsidenten Harrison unterschrieben wird, so dürfte sich eine wesentlich veränderte Zusammensetzung der Legislative ergeben. Da die Union, abgesehen von den Territorien, gegenwärtig aus 44 Staaten besteht, so wird fortan der Bundessenat 88 Senatoren zählen, das Repräsentantenhaus aber 354 Mitglieder. Die sechs neuen Unionsstaaten Idaho, Montana, Nord-Dakota, Süd-Dakota, Washington und Wyoming haben zusammen nur 750 724 Einwohner und senden demnach zwar zwölf Vertreter in den Bundessenat, in das Haus der Repräsentanten jedoch nur sechs Abgeordnete, während ihnen achtzehn Electoren oder Präsidentenwähler zugestanden sind. Weil nun die Wahl des Bundespräsidenten nicht durch eine directe Volkswahl, sondern durch besondere Präsidentenwähler vorgenommen wird, so sind, der gegenwärtigen Bevölkerung der Union entsprechend, 442 Electoren vom Volke zu wählen; der neue Präsident muß mithin wenigstens 222 Stimmen dieser Electoren auf sich vereinigt haben.

* Daß der Friede zwischen den beiden mittelamerikanischen Republiken Guatemala und San Salvador nicht von Bestand sein werde, war vorauszusehen. In der That wird bereits eine neue Verwickelung gemeldet. Der im August abgeschlossene Friedensvertrag verfügt die Auswechselung der gegenseitigen Kriegsgefangenen. Die Regierung von San Salvador ersuchte jüngst General Barillas, diese Auswechselung vorzunehmen, aber Barillas war außer Stande, diesem Gesuche zu willfahren, weil die Gefangenen während des Krieges erschossen worden waren. 118 wurden bei einer Gelegenheit auf einmal erschossen. Der letzte Krieg hat beide Staaten sehr geschwächt; vielleicht hält dies allein den Ausbruch neuer Feindseligkeiten noch eine Weile zurück.

Aus der Landeskirche.

* Wie man uns aus Dresden mittheilt, werden Anfang November die seither im Privathause Trompeterstraße 16 befindlich gewesenen Bureauräume des evangelisch-lutherischen Landesconsistoriums nach dem der Kreuzkirche gehörigen, großen und schönen Gebäude verlegt werden, welches seither den beiden Herren Ephoren der Diöcesen Dresden I und II als Wohnung und Expedition diente, in einzelnen Theilen aber theils von der städtischen Schulexpedition, theils aber auch vom Standesamte I als Bureauraum benutzt worden war. Nur Herr Superintendent Dr. Dibelius wird seine Wohnung behalten, während Herr Dr. Meier nach seiner Beförderung zum Oberhofprediger ein Privatquartier bezogen hat, und Herr Dr. Benz, als neuer Superintendent, in das von der Frauenparochie angekaufte Pfarrhaus auf der Moritzstraße übergesiedelt ist.

Nach dem Umzug des Landesconsistoriums, welches die erste Etage zur Hälfte, die zweite aber ganz innehaben wird, werden selbstverständlich auch die weiteren theologischen Examina im neuen Hause abgehalten werden und somit sind die jetzt stattfindenden Michaelisprüfungen die letzten in den unserer gesammten Geistlichkeit wohlbekannten Räumen der Trompeterstraße.

Ohne allen Zweifel sind die neuen Bureaux des Consistoriums weit günstiger, als seither, im Mittelpuncte der Stadt gelegen und das große, erst vor etwa 20 Jahren in italienischem Stile erbaute ausgedehnte Haus wird gewiß würdige, schöne Geschäftsräume, einen angemessenen Sitzungssaal und vor Allem ausreichende Vorzimmer (die seitherigen waren ganz ungenügend) abgeben; da aber alles in der Welt zwei Seiten hat, so möchten wir auch die üble Seite der Sache nicht verhüllen, nämlich die Aussicht auf den unvermeidlichen Marktlärm, das unausgesetzte Geräusch der Pferdebahn und anderer Geschirre und das nahe Glockengeläute der Kreuzkirche. Hoffentlich gewöhnt sich aber unsere oberste Kirchenbehörde auch daran.

* Neuerdings pflegt das Landesconsistorium bei Vorschlägen zu geistlichen Stellen die drei Bewerber in alphabetischer Reihenfolge zu benennen, eine Maßregel, die wegen ihrer darin sich ausprägenden Unparteilichkeit gewiß sehr anerkennenswerth erscheint. Vielfach ist nun die Ansicht verbreitet, daß die Kirchenvorstände gehalten seien, die Bewerber in der angegebenen Reihenfolge zu Gastpredigten heranzuziehen. Dies ist jedoch nicht der Fall. Vielmehr kann der Kirchenvorstand nach völlig freier Wahl die Reihenfolge der Gastpredigten bestimmen, auch sogar von einer solchen überhaupt absehen und einen der Vorgeschlagenen ohne Predigt wählen, wie denn dies an verschiedenen Orten schon geschehen ist. Ein Recht auf die Gastpredigt hat der Vorgeschlagene nicht.

Musik.

Ein Theaterbrand in Chicago.

Von Max Horwitz.

Mr. Vicker's Theater in Chicago ist abgebrannt, so hat uns das Kabel gemeldet.

Wenn in deutschen Zeitungen an diese Nachricht die Erinnerung geknüpft wird, daß mit diesem Theater auch die Kunststätte vernichtet worden ist, in welcher die deutsche Bühne in Chicago ein vorübergehendes Heim gefunden, so ist damit die Bedeutung des Verlustes bei weitem nicht erschöpft. Mr. Vicker's Theater stellt in der Reihe der gleichartigen Kunstinstitute Amerikas nicht blos eine nackte Ziffer dar. Durch den Geist, der seinen Besitzer beseelt und durch seine Vergangenheit, darf es sich neben jene andere Bühne stellen, welche in Deutschland ebenfalls einen guten Klang hat, neben Wallack's Theater in New-York. Wie dieses im Osten, so hat Mr. Vicker im Westen inmitten eines unverkennbaren Zuges der dramatischen Kunst, sich dem Geschmack der breiten Massen anzupassen, die Tradition der wahren Kunst aufrecht erhalten. Edwin Booth, der auf seiner kurzen Kunstreise durch Deutschland sich eine Bestätigung seines transatlantischen Rufes holte, einer der ersten in der vordersten Reihe der Shakespeare-Darsteller zu sein, ist ein Schwiegersohn Mr. Vicker's. Die Nachricht von dem jetzigen Brande aber erweckt die Erinnerung an den früheren Brand, dem das Theater vor nunmehr neunzehn Jahren zum Opfer fiel, an jenem unheilvollen 9. October 1871, an welchem wohl die Hälfte der Stadt Chicago vom Erdboden weggefegt wurde. Es war zu jener Zeit noch nicht das grandiose, reich ausgestattete, palastartige Theatergebäude, welches es heute gewesen, aber immerhin schon ein imponirender Bau, das schönste Theater der Stadt, auch das größte und der Sammelpunct der besten Gesellschaft.

Gegenüber der englischen Bühne führte die deutsche ein kümmerliches Dasein; sie sah sich lange Jahre fast ausschließlich auf die Turnhallen angewiesen und durfte es schon als einen sehr bedeutenden Fortschritt preisen, als eine unternehmende Theaterunternehmerin, Frau Thielemann, deren Kunstbegeisterung fast so groß war, wie ihr Körpergewicht — sie wog reichlich 250 Pfund — eine alte, hölzerne Methodistenkirche kaufte, die sie auf Rollen einige englische Meilen weit durch die Straßen nach einem günstig gelegenen Grundstück im Herzen der deutschen Nordseite Chicagos bringen ließ und nun, nach der Umwandlung der Kanzel und der Sacristei in eine Bühne, dort Berliner Possen aufführte, ohne an der inneren Einrichtung der Kirche viel zu verändern. Die Schauspieler, die nur einmal in der Woche dazu kamen, sich in den Dienst Melpomene's zu stellen, gingen während der Werkeltagszeit ihren bürgerlichen Beschäftigungen nach. Sie waren zumeist Handwerker, nur in vereinzelten Fällen kunstbegeisterte Kaufleute, von denen sich indessen nur wenige schließlich dauernd der Schauspielerei gewidmet haben.

Die harte Arbeit, zu der die deutschen Einwanderer in der Union sich gezwungen sehen, gestattete ihnen damals nur, sich eine Erholung am Sonntage zu gönnen. Zu der Errichtung eigener Schauspielhäuser reichten die Mittel fast nirgends aus, mit Ausnahme von Milwaukee, welches damals schon die deutscheste Stadt, nicht allein des Westens, sondern der Union war, und in welcher ein stark ausgeprägtes geistiges Interesse von jeher dominirte. Der Gedanke, eines der bestehenden englischen Theater, welche am Sonntage feierten, für deutsche Vorstellungen an diesem Tage zu miethen, lag nahe, konnte aber nicht zur Ausführung gelangen, weil bei den herrschenden puritanischen Ansichten derjenige Theaterbesitzer, welcher persönlich nichts dagegen einzuwenden gehabt hätte, sich vor dem zweifellosen Unwillen seiner Mitbürger scheute. Zu jener Zeit nun war es Mr. Vicker, der, ein Mann liberaler Anschauungen, weitesten Gesichtskreises und mit dem Muth der persönlichen Meinung, zuerst Bresche in das Vorurtheil der Eingeborenen Amerikas legte und sein Haus den Deutschen zu Sonntags-Aufführungen überließ. Auf seiner Bühne haben denn auch die meisten der von hier über den Ocean gegangenen Gäste ihre Erfolge erzielt. In Mr. Vicker's Theater war es auch, wo Pauline Lucca, wenn auch in italienischer Umgebung, zuerst, als erste große deutsche dramatische Sängerin, der deutschen Oper den Weg ebnen half, auf dem sie jetzt in New-York zu anscheinend dauernder und ungeahnter Blüthe gekommen ist. Aber Pauline Lucca hatte noch einen Vorläufer in der Popularisirung der deutschen Oper, und die Deutschen des Westens können für sich in Anspruch nehmen, daß sie es gewesen sind, welche durch eine That der deutschen Kunst in Amerika einen wesentlichen Dienst geleistet haben, und auch dieser Vorgang spielte sich in Mr. Vicker's Theater ab.

Es war im Jahre 1869, als der Abglanz des hochgesteigerten nationalen Bewußtseins sich auch in Amerika deutlich bemerkbar machte. In der Zeit zwischen Königgrätz und Sedan lebte der Deutsche auch im Auslande in der steten Erwartung eines ihm noch unklaren aber unausbleiblichen großen nationalen Ereignisses. Das Selbstbewußtsein der Deutschen unter ihren Mitbürgern anderer Nationalitäten im Auslande war ein scharf ausgeprägtes. Konnte man auch daheim nicht mitwirken an der Gestaltung der Dinge, welche sich unaufhaltsam zu vollziehen schienen, so drängte es doch in der Fremde Jeden dazu, so viel an ihm und so weit sein Können es zuließ, irgend etwas zu thun, das dem deutschen Namen Ehre machte. Man ging damals schon im Auslande erhobeneren Hauptes umher als vorher.

In diese Zeit fiel der Entschluß des Germania-Männerchors in Chicago, eines Vereins, der, wenn es hoch kommt, damals 40 active Mitglieder zählte und in einer gemietheten Halle seine Liederübungen unter der Leitung Hans Balatka's hielt, den „Freischütz“ aufzuführen, und zwar ausschließlich mit Dilettantenkräften. Zur Ausführung dieses Planes fehlte es an nichts weniger als Allem. Man hatte kein Theater, keine Coulissen, keine Solisten, keinen Regisseur, keinen gemischten Chor, kein Orchester und vor allem kein Publicum. „Und die Erde war wüst und leer“, aber wenn es auch länger währte als sieben Tage, um aus diesem Chaos die Welt zu schaffen, so gelang es doch vollständig.

Allerdings nahmen die Vorbereitungen dazu reichlich ein Jahr in Anspruch. Die Seele des Ganzen war der Dirigent Balatka. Böhmischer Abkunft, war er zunächst nach seiner Einwanderung ins Land, irre ich nicht, als Schulmeister nach Milwaukee gekommen und hatte als werthvollstes Stück seines Gepäcks sein Cello mit übers Wasser gebracht. Wie Viele seiner Landsleute war er ein leidenschaftlicher Musikfreund. Sein Entwickelungsgang ist mir nicht vollständig gegenwärtig, ich weiß nur, daß er eines schönen Tages umsattelte, sich vollständig der Musik in die Arme warf und daß seine hohe Begabung und seine allgemeine Bildung ihn sehr bald auf seinem neu gewählten Gebiet an die Spitze brachte. In Chicago, wohin er dann als Leiter des Germania-Männerchors übersiedelte und wo er den Plan zur Aufführung des „Freischütz“ unterbreitete, war es nun die erste Aufgabe, einen gemischten Chor zu schaffen. Die activen Mitglieder mußten in den ihnen befreundeten Familien Umschau halten; wo sie eine stimmbegabte junge Dame wußten, wurden alle Künste der Ueberredung, der Versprechungen, der List angewendet, um das Zugeständniß der Betheiligung an dem großen deutschen Unternehmen zu erhalten, und es war das nicht immer leicht, denn die Scheu, öffentlich aufzutreten zu sollen, war eine begreifliche. Indessen es gelang mit der Zeit, einen Chor von zusammen gegen 80 Männer- und Frauenstimmen zusammenzubringen und in langen Monaten eifrigsten, gewissenhaftesten Uebens mit zum Theil durchaus unmusikalischen Elementen, die es bis auf den heutigen Tag noch nicht gelernt haben mögen, von Noten zu singen, die Chöre aus dem „Freischütz“ vollständig zu bemeistern. Die Herbeischaffung der Solisten war nicht minder schwierig, sie wurden aus denjenigen Deutschen gewählt, welche in den Kirchenquartetten thätig sind, wofür man in Amerika bei guten Stimmen sehr bedeutende Preise bezahlt, denen aber bei ihrer vollständigen Unvertrautheit mit der Bühne auch die leisesten Anfänge der schauspielerischen Anforderungen fremd waren. Der Tenor Max war ein liebenswürdiger aber hölzerner Geselle; für den Caspar wurde ein Riese ausgesucht, der, in wunderbarem Contrast zu den Anforderungen seiner Aufgabe, die verkörperte Liebenswürdigkeit und Gutmüthigkeit war; für den Eremiten konnte man unter den Deutschen überhaupt Niemanden finden und so mußte man auf einen englischen Holzhändler zurückgreifen, der kein Wort Deutsch verstand und erst einen Cursus in dieser für ihn zungenbrechenden Sprache durchmachen mußte, ehe an irgend etwas Anderes zu denken war. Eines Wirthes Töchterlein, eine anmuthige, reizende junge Dame mit glockenreiner Stimme war die Einzige, welche für die Agathe immerhin etwas wie schauspielerisches Talent mitbrachte, das sie von ihrer Mutter ererbt haben mochte, welche in früheren Jahren zu den Sternen der deutschen Dilettantenbühne gehörte. Das Orchester wurde durch Heranziehung anderer Kräfte auf die stattliche Ziffer von 50 gebracht. Das Publicum wurde durch Reclamen, welche sich durch ein halbes Jahr hinzogen und in amerikanischen geschickter Weise diese Freischütz-Aufführungen als das große Ereigniß des Westens und des Jahres hinzustellen verstanden, so aus seiner Theilnahmlosigkeit herausgerissen und in Spannung versetzt, daß man schließlich auf dasselbe rechnen konnte. Alles das war das Werk des unermüdlichen und vielseitigen Balatka selbst, allerdings mit Unterstützung einiger eifriger Vereinsmitglieder. Er war Chormeister, er unterrichtete den Amerikaner im Deutschen und übte mit den Solisten, er führte, als Alles so weit gediehen war, in den Proben die Regie, er ließ nach seinen Angaben die Coulissen malen, er dirigirte das Orchester, und vor Allem war er in den Zeiten der Entmuthigung von so unerschöpflicher Freudigkeit, daß er Alles wieder mit sich fortzureißen vermochte, und schließlich war er es, der Mr. Vicker dazu zu bestimmen verstand, das Theater auf eine Woche dem Vereine gegen eine Miethe von 3000 Dollars, 500 Dollars per Abend, also etwa 12 000 ℳ, zu überlassen.

Man muß es heute noch Mr. Vicker Dank wissen, daß er damals auf den Vorschlag einging, denn er hätte sein Theater auch sonst sehr gut vermiethen können. Die reisenden Gesellschaften hatten es ganz besonders auf diesen schönen Musentempel Chicagos immer abgesehen, und man mußte ihm wahrheitsgetreu zugestehen, daß man die Zahlung der Miethe erst aus den Einnahmen würde leisten können, denn der Verein besaß nicht nur keinen rothen Heller, sondern hatte sich durch die übernommenen Verpflichtungen sogar bereits ziemlich tief in Schulden hineingeritten.

So kam im Winter 1869, irre ich nicht im Monat November, die Woche heran, in welcher die erste Aufführung von den sechs in Aussicht genommenen stattfinden sollte. Daß der Erfolg weit über alle Erwartungen hinaus ein colossaler und durchschlagender war, dafür liefert den besten Beweis, daß die sechste Vorstellung noch eben so gut besucht wurde, wie die erste, trotzdem der Dilettantenverein für den numerirten Parquetsitz ein Eintrittsgeld von zwei Dollar, also acht Mark erhob. Das Facit war, daß der Germania-Männerchor mit einem Reingewinn von zwischen 4000 und 5000 Dollar, also nahezu 20 000 ℳ, seine erste künstlerische Campagne abschloß; aber weit über diesen materiellen Gewinn hinaus, der diese engere Genossenschaft auf eigene Füße stellte, war der dauernde Gewinn, den das deutsche Publicum davontrug. Es war stolz darauf, gezeigt zu haben, daß es, um mit Richard Wagner zu sprechen, nur entschlossen zu sein braucht, eine Kunst haben zu wollen, um sie zu haben. Andere Vereine folgten.

Der Germania-Männerchor führte im darauffolgenden Jahre „Stradella“ auf; der Verein Concordia in Chicago brachte eine sehr gelungene Darstellung der „Zauberflöte“ zu Wege; in Milwaukee nahm der dortige Männergesangverein, der auch früher schon auf dem Gebiete der Opernaufführungen Tüchtiges geleistet, „Fra Diavolo“ auf. Auch der Arion und der Liederkranz in New-York wurden mit in diese Bewegung gerissen. Weitere Kreise der Amerikaner, für die bis dahin nur der Amboschor aus dem „Troubadour“ einen Reiz ausübte und auch dann nur, wenn er, wie es unter Gilmore geschah, von Hunderten von Musikern unter der Begleitung wirklicher von Schmieden bearbeiteter Amboße aufgeführt wurde, bekamen eine Ahnung davon, daß es neben dem italienischen Singsang doch auch noch etwas Anderes in der Musik gäbe. Es wird schwer sein, den directen Zusammenhang zwischen der von Chicago ausgegangenen Vorführung der deutschen Oper und dem nun schon seit sechs oder sieben Jahren anhaltenden Prädominiren der deutschen Musik in ganz Amerika nachzuweisen; derartige Wandlungen vollziehen sich zumeist langsam und unmerkbar, manchmal scheinen die Quellen, aus denen die allgemeine Strömung sich zusammensetzt, zu verschwinden und zu versiegen, um dann an anderer Stelle wieder hervorzubrechen. Sicher ist, daß weder die deutsche Kunst, die deutsche Musik im Allgemeinen, noch die Richard Wagner'sche Richtung von den Amerikanern in Amerika in den Vordergrund gezogen worden ist, sondern, daß sie sich die Beachtung, welche sie jetzt genießt, dort erzwang.

Mr. Vicker mag, als er vor nunmehr zwanzig Jahren sein Theater mit in den Dienst des großen nationalen Gedankens — denn das war er damals für die Deutsch-Amerikaner in Chicago — stellte, an so weitgehende Folgen nicht gedacht haben, es mag ihm auch heute nicht klar sein, daß er in der That zu dieser Wandlung der künstlerischen Neigungen mit beigetragen; es würde auch zu weit gehen, wenn man jenen Aufführungen nun einen ausschlaggebenden Einfluß an diesen Wandlungen zuschreiben wollte, aber mitgewirkt haben sie dazu ganz unzweifelhaft. Sie sind ein unentbehrlicher Stein in dem Mosaikgemälde, welches sich uns augenblicklich darbietet. Ein Jahr nach jenen Aufführungen lag Mr. Vicker's Theater in Asche, es war kaum ein Stein auf dem anderen geblieben. Wie die ganze Stadt, wurde auch dieses Haus innerhalb eines weiteren Jahres wieder aufgebaut, weit schöner und reicher als je zuvor. Es hat nur achtzehn Jahre, getreu seinen früheren Traditionen, gestanden, es ist von Neuem vom Feuerdämon vernichtet worden, und es wird gemeldet, daß schon jetzt von dem unermüdlichen Director wieder Schritte eingeleitet worden sind, um an derselben Stelle das Haus zum dritten Male zu richten. Wir Deutschen hüben und drüben haben aus den angeführten Gründen alle Ursache, zu wünschen, daß auch das nunmehr zu errichtende Haus in dem Sinne und Geiste der ihm vorausgegangenen beiden Häuser geführt werden möge.

Vermischtes.

— Aus Petersburg, 2. October, wird gemeldet:

Auf viele hunderttausend Rubel beziffert sich der Schaden, welchen Waldbrände bei dem Bade Borshom, Gouvernement Tiflis, angerichtet haben. Von allen Seiten drangen nach dem Centrum Nachrichten, welche ein stetiges Fortschreiten der Brände meldeten. Die Stadt war in einer Entfernung von 10—15 km von Feuer umgeben; die Luft, mit Dunst und Rauch geschwängert, fast unerträglich; es regnete Asche. In wilder Hast stob die Badegesellschaft auseinander. Die Wälder brannten schon seit Wochen, doch schenkte man diesem Umstande keine Beachtung. Waldbrände zählen zur Sommerszeit in Rußland fast zu den täglichen Geschehnissen. Man wartet, bis ein Regen kommt, das Feuer zu ersticken. Selten werden umsichtige Maßregeln ergriffen, dem Fortschreiten des verheerenden Elements Einhalt zu thun. So geschah es auch hier. Erst als die Gefahr ganz nahe war, dachte man an eine Abwehr. Fünf Bataillone Soldaten wurden aus den Nachbargarnisonen herbeigeholt; die Bauern trafen aus Entfernungen bis zu hundert Kilometer zur Hilfeleistung ein. Der Polizeimeister von Tiflis übernahm die Oberleitung und der Badeort glich tagelang einem Kriegslager. Der Herr Polizeimeister hatte trotzdem eine wohlbesetzte Tafel und die Militärcapelle spielte dabei heitere Operettenmelodien. Der Kampf gegen das Feuer war durch die Unzulänglichkeit der Hilfsmittel sehr erschwert. Immer neue Waldtheile brannten nieder. Ueber breite Verhaue, von Hügel zu Hügel, sprangen die Flammen über. Die Berge glichen thätigen Vulcanen, von grausiger Schönheit war in der Nacht der Anblick dieser rauchenden, glimmenden Massen. Baumriesen stürzten nieder, ein Funkenmeer erzeugend. Unaufhaltsam züngelten die Flammen weiter. Man mußte sich darauf beschränken, das dürre Holz zu entfernen, um dem Feuer die Nahrung zu verringern. Endlich, nach sechs Wochen etwa, ging ein starker Regen nieder, welcher den Brand löschte. Aber die Gefahr ist noch nicht beseitigt. Zwei Männer sind bei den Rettungsarbeiten getödtet, viele Menschen verwundet worden.

— Sydney, 28. August. In dem hart an der Grenze mit Victoria gelegenen Städtchen Albury hat sich der folgende eigenthümliche Vorfall zugetragen: Ein gewisser Tompson, der mit Cisternengraben im Dibbern-Bezirke beschäftigt ist, hat sein Zelt mitten im Walde aufgeschlagen und lebt dort mit seiner Frau und zwei kleinen Kindern. Das ältere derselben, ein etwa drei Jahre altes Mädchen, hatte die Gewohnheit, mit einem zahmen Schwein zu spielen, das der Vater aufgezogen hatte und das nun auf dem Lagerplatze der kleinen Familie frei umherlief. Wer beschreibt aber den Schrecken der Eltern, als dieser Tage eines schönen Morgens Kind und Borstenthier verschwunden waren! Nach langem Suchen eilte der verzweifelte Vater endlich in die Nachbarschaft, Männer wurden aufgeboten und der Wald nach allen Richtungen durchsucht — vergeblich. Die Nacht brach herein, eine bitterkalte regnerische Nacht, sodaß die Suchenden und selbst der Vater alle Hoffnung aufgaben, das kleine Wesen noch am Leben anzutreffen. Um so heller war der Jubel, als mit Tagesanbruch noch eine letzte, verzweifelte Suche angestellt und auf dieser plötzlich das kleine Mädchen aufgefunden wurde. Das Kind lag unter einem dichten Gebüsch auf einem Haufen Blätter, die augenscheinlich Niemand anders zusammengetragen hatte als der treue Wächter, der grunzend zu den Füßen der Kleinen Wache hielt und die neuen Ankömmlinge zuerst gar nicht heranlassen wollte, so daß der Vater erst nach einem kleinen Weilchen sich der Schlafenden bemächtigen konnte. Als die Männer dann später ihre Pferde bestiegen und Thompson mit dem Kinde in seinen Armen zurückritt, folgte das Schwein ruhig in der Spur des Pferdes nach dem Lager.

— Deutsche Landsleute in Alaska. Aus der nördlichsten Spitze von Amerika, dem Schuck-Bay-Mining-District im Territorium Alaska, erhält die „Kölnische Volkszeitung“ von einem deutschen Landsmann, der 150 Kilometer von der Stadt Juneau als Ingenieur für Goldgewinnung lebt, nachstehende Zeilen, datirt 20. August:

„Ich sitze hier ganz in der Wildniß unter den Indianern mit einigen verwetterten Bergleuten, um den hiesigen District auf seinen Reichthum an mineralischen Schätzen zu untersuchen und bin von den Stätten Civilisation des äußersten Westens Amerikas einige hundert Kilometer entfernt. Ich lebe meistens im Zelt oder in einer Blockhütte. Das Leben als Pionier des Westens in diesem wilden Lande des Schnees und der Gletscher ist nicht gerade angenehm, obschon äußerst interessant. Die Anstrengungen und Gefahren, die man hier durchzumachen hat, sind wohl nicht geringer als die, mit welchen unsere Landsleute in Afrika zu kämpfen haben. Wir sind schon seit etwa dreiviertel Jahren hier und haben das sogenannte „Wunderland Alaska“ gut kennen gelernt. Juneau, eine kleine Stadt in einem Minen-Bezirk liegend, hat rund 2000 weiße Einwohner, und Sitka, die ehemalige russische Stadt, Hauptstadt von Alaska, etwa 200 weiße Bewohner. Dies sind die einzigen größeren Orte. Der Rest des ungeheuren Landes ist unbewohnbar und starrt während des größten Theiles des Jahres von Gletschern und Eis. Das Deutschthum ist noch schwach vertreten, obschon die größten Geschäfte in Händen Deutscher oder Deutsch-Amerikaner sind.“

Literatur.

Als erstes im Bunde der größeren Prachtwerke, die nun bald in größerer Anzahl sich präsentiren werden, erschien diesmal der dritte Jahrgang der von Anna Wothe herausgegebenen Wochenschrift für die deutsche Frauenwelt (Adolf Mahn's Verlag) „Von Haus zu Haus“. Ein Prachtwerk seiner äußeren, vornehm künstlerischen Gestaltung wegen, ein Prachtwerk aber auch zu nennen seines schier überreichen, vielseitigen, auf die Bildung des praktischen wie des Schönheitssinnes bedachten Inhaltes wegen. Das Buch bildet gute Hausfrauen heran, solche, welche dieses Eigenschaftswort im vollsten Umfange verdienen, und Rühmlicheres kann man wohl einem derartigen Werke nicht nachrühmen. Gute Hausfrauen, die in Küche und Keller Bescheid wissen, die bescheidene wie die luxuriöse Wohnung mit ihren Mitteln erreichbarem Comfort auszustatten, die Behaglichkeit des Gatten, die Anhänglichkeit des Kindes an Haus und Familie zu fördern wissen, die auch in den Tagen der Noth, sei es Krankheit, sei es materieller Verlust, nicht rathlos dastehen! Eine solche gute Hausfrau, sie spricht ein gar bedeutungsvolles Wort mit im Leben, und darum werde volle Anerkennung Jenen, die redlich bemüht sind und den rechten Weg eingeschlagen haben, solche zu bilden. M-e.

* * *

Der Lebende oder der Todte? von Amelie Rives, ins Deutsche übertragen von Henry Koch. Frankfurt a. M. C. Koenitzer. — Die, ihrem Werke beigefügten Portrait nach, noch sehr junge Verfasserin hat hier eine wahrhaft überraschende Talentprobe abgelegt, die auf Weiteres begierig macht. Die psychologischen Schilderungen der beiden Hauptfiguren, eigentlich auch die einzigen des ganzen Werkes, sind meisterlich gelungen und fesseln den Leser bis zum Schluß, trotzdem die Handlung nur wenig in Fluß geräth. Wie gesagt, wir sind auf Weiteres gespannt. M-e.

* *

Zeitschrift für Volkskunde. Herausgegeben von Dr. Edmund Veckenstedt. Leipzig, Verlag von Frankenstein & Wagner. Die mehrfach von uns erwähnte Zeitschrift ist mit dem Erscheinen des neuesten Heftes in den dritten Band eingetreten. Sie hat im Laufe der Zeit durch die gediegenen, wissenschaftlich und doch allgemein verständlich gehaltenen Arbeiten hervorragender Männer der Volkskunde einen so großen Kreis von Gönnern und Freunden erworben, daß sie neben den folkloristischen Zeitschriften anderer Staaten mit Ehren bestehen kann. Daß sich derartige Blätter freilich nicht so schnell Bahn brechen, wie eine Romanzeitung oder ein illustrirtes Familienjournal, ist eine alte Geschichte. Hoffen wir, daß der dritte Band dem Unternehmen neue Leser und Mitarbeiter zuführt, damit es auch fürder sein schönes Ziel, ein Hort für Sage und Mär, Schwank und Streich, Lied, Räthsel und Sprichwort, Sitte und Brauch zu sein, im Auge haben kann. Mit dem Uebergang in den oben genannten neuen Verlag ist auch insofern eine Veränderung eingetreten, als dem Blatt die Ehre widerfahren ist, zum Organ der deutschen Gesellschaft für Volkskunde ernannt zu werden. Das erste Heft enthält folgende interessante

SLUB
Wir führen Wissen.